

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

208 (8.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhaltung und Wille

Edvard Grieg Zu seinem 25. Todestage

Die Historiker haben bewiesen, daß sich die Geltung eines schöpferischen Meisters erst dann offenbart, wenn sein Wert noch längere Jahre nach seinem Tode Wirkung auf die Menschen hat. Dann wäre Edvard Grieg, der am 4. September 1907 gestorben ist, in der Mitte dieses schicksalsschweren Weges zur Weltanerkennung angekommen. Sicher wird er in Norwegen als nationaler Meister immer Bewunderer erhalten, und das Denkmal dieses eingeschränkten Ruhmes wird nicht untergehen. Wie aber wird die Welt Griegs, Wagner berechnete über ihn denken? Das dürfte sich nach der Vor- oder Rückwärtsentwicklung der Künste und Richtungen in der Musik orientieren. Wenn die Lyrik und das Drama, das Empathische und Gefangliche, wenn die innere Empfindung, meisterlich gefasst, wieder Geltung hat, dann wird Grieg im Bunde mit Schumann, Mendelssohn und anderen Meistern lebendig bleiben. Siegt die Abkehr vom Gefühl, bricht die Zeit des strengen oder belockerten Kontrapunkts wieder an, werden die kleinen Formen, die uns einst entzückten, zerbrochen, dann wird auch Grieg der Welt eine Erinnerung sein. Eine schöne zwar, in der sein lebensfähigste „Ich liebe Dich“ den Ton der Verehrung bestimmt, aber immerhin Erinnerung.

Noch ist es nicht so weit. Und der Glaube bleibt berechtigt, daß Grieg diese einseitige Schranke des heimlichen Heros durchbrechen wird. Möge er „nur“ der nationale Komponist, so würden schon die letzten Jahrzehnte ihn vergessen gemacht haben. Entscheidend aber ist, daß Grieg als Meister über das Heimatliche im Idiom seiner Muttersprache herauswächst, und daß in seinem Werk etwas an Ausdruck und Kraft Eindruck macht, das Allgemeingültigkeit beansprucht. Es ist kein Vorwurf, wenn gesagt werden muß, daß Grieg der Meister einer „kleinen“ Form geblieben ist. Uns kümmern nicht seine Opernversuche; uns bewegen nicht seine Chöre und wenigen Orchesterstücke; aber ins Herz hinein klingen seine musikalischen Gedichte, seine poetisierenden Klavierstücke, seine kammermusikalischen Einfälle. Hier hat, in keiner Form, ähnlich wie bei den deutschen Romantikern, von denen er lernte, großes inneres Erleben empfindbar, sentimentale, melancholische, menschlich padende Ausdruck gefunden. Hier trifft der Norweger auch deutsches Fühlen an. Was war der erste, der Grieg Beifall zollte. Und in Norwegen rückte er, angefeuert durch das Temperament des — und schwächeren — Freundes Nordbraut, bewegt von der süßlich-sentimentalen Art des Mendelssohn-Epigonens Gade ab. Die nordische Schulte: das ist Grieg. Und sein Werk wäre nicht von Millionen gelangt worden, wäre es nicht mehr Grieg als Norweger. Es war Grieg gegeben, das Lied seiner Heimat nicht nur zu finden, sondern auch zu gestalten; es war ihm verliehen, die Melodie seiner Klavierstücke so zu erfassen, als hätte das Volk selber sie erfunden. Zwischen längerer Bewegtheit und stiller, traumhafter Resignation schwankt und vermittelt die Griechische Phantasie. Auf der einen Seite seines Bewusstseins stehen die Bauerntänze, auf der anderen das Lied Selneigs oder der Gesang auf Aales Loh. Das ist die Popularität, die Ergänzung, der innere Ausgleich von Temperament und Sentiment. Weder Melodie noch gar Harmonik sind sehr viel. Das aber ist gerade, was Grieg erkennbar macht, was seinen Notensfolgen eigenen Stil gibt. Die Begriffe „normwegische Musik“ und „Grieg“ sind eins geworden.

Aus der langen Reihe von 140 Nördern Griegs kennen wir nur wenige. Zwanzig von ihnen sind auf deutsche Texte (Seine, Geibel, Chamisso, Goethe) komponiert. Aber „Schwan“, „Ich liebe dich“, „Ich schaute ein Raben“ sind durch Europa schlagend gezogen. Sie zeigen den ganzen Grieg, der so populär werden kann, ohne daß die Grenze der Trivialität überschritten wird. Wie nur die erste Violinsonate von seiner Kammermusik übrig und die herrliche Romanze der Briten: wir müßten, daß Grieg über das Geförnte und Empfindbare gewöhnlicher Begabung hinaus zu Außergewöhnlichem befähigt war. Das einzige Motiv aus dem Streichquartett „Wall“ wird uns stets Beweis bleiben für die Fähigkeit, das äußerlich Kleine mit innerlich Großem, das Wenige an Thema mit einem Ziel an Gestaltung zu verbinden und daraus eine Einheit zu

schaffen. Die beiden „Peer-Gynt“-Suiten, die Igrischen Stücke, die Humoresken opus 6 die Ballade opus 24, die Holberg-Suite: sie sind den Liebhabern ausgeliefert durch ihre bezwingende Eingängigkeit und die Liebeshörigkeit ihrer Erfindung. Der Musiker fühlt: über die Popularität hinaus ringt sich hier ein Gelehrter, ein in vielen Veränderungen stets gleiches Motiv, ein einheitliches Tonbewußtsein, ein in Freude und Trauer gleich ausdrucksvolles musikalisches Geschehen. Edvard Grieg hat in Lied und Klavierpoesie seinen persönlichen Stil, sich selbst gefunden. Mehr wollte er nicht; mehr brauchte er nicht zu wollen, um uns lieb, wert, eigenartig, lebendig zu bleiben. In einem kleinen Bezirk der Musik eine große Persönlichkeit.
Dr. Kurt Singer.

Frischhaltung leichtverderblicher Lebensmittel

Wie oft bereitet es Schwierigkeiten, verderbliche Lebensmittel auch nur einige Tage lang frisch zu halten! Hier können unbenützte Weggläser ausgezeichnete Dienste leisten. Freilich nur Kochbare Lebensmittel kann man in ihnen auf einfache Weise für 8 bis 14 Tage haltbar machen. Man füllt das gefochte Gericht recht heiß in unbenützte Weggläser, legt Gummiring und Deckel auf und beschwert den Deckel bis zur Abkühlung des Glasinhaltes. Durch die Abkühlung entsteht ein luftverdünnter Raum im Glase, der ein Schließen der Gläser bewirkt und die inliegenden Lebensmittel vor Verderben sichert.

Teekultur in Japan

Inmitten einer Welt, die sich der europäischen bis in die kleinsten Nuancen anzugleichen bemüht, und deren Wandlung das Leben und Denken des japanischen Volkes in seinen Tiefen verändert, erhalten sich immer noch wie Oasen in einer Wüste alle Sitten in beinahe völliger Unberührtheit. Es mag allerdings dahingestellt bleiben, wo der Jüngling der europäischen Zivilisation nicht auch diese bunten Gärten eines Tages mit seinem einseitigen Gelb bedecken wird. Vorläufig blüht in diesen Oasen noch eine lebendig geliebte Tradition. Eine dieser fortbestehenden Sitten ist die Verehrung, die der Tee noch immer in Sitten und Gebräuchen des japanischen Volkes genießt. Er ist nicht nur zum Gegenstand eines Kultus geworden, sondern er beeinflusst in der Form eines regelrechten Zeremoniells (sowohl die Beziehungen der Individuen zueinander wie Kunst und Dichtung bis zur gastronomischen Literatur).

In den verträumten Tempeln Japans, die häufig nur wenige Kilometer von lärmenden Industriestädten entfernt zwischen Fichtenwäldern ihr geruchloses Dasein führen, spürt der Besucher häufig beim Betreten des offenen Vorraumes mit den Altären der Götter einen fremdartigen Geruch. Er riecht nach tabakelchorenen Bonzen in gelben Gewändern sich mit tiefen Verbeugungen dem Heiligum nähern, um Teeblätter und Teeblüten auf die von feinem Feuer genährte Opferstätte zu schütten. Bedächtig die Strophen der Sonne halten dieses Brandopfer in ständiger Glut. Aus dieser geheimnisvollen Alchemie entsteht Dampf, von denen die Phantasie leicht beschwippt wird, ohne die robusten Reize und auch ohne die müheleichte und irdische Reaktion der landesüblichen Reizmittel des Orients, des Haschisch und des Opium. Diese religiöse Verehrung des Tees ist der Ausdruck seiner Verehrung im täglichen Leben. Am Hofe des Mikado spielt der Meister des Tees heute noch die

gleiche einstufige Rolle wie der Kaffeebereiter und der Pfeifenreiniger in den Serails der türkischen Sultane.

Die Einnahme des Tees in einem noch nicht von der europäischen Kultur belebten Wirtschaft (es gibt davon noch immer eine ganze Anzahl in Japan) oder in einem Privatpaule ist noch immer eine feierliche Handlung. Schwelgend hocken die Gäste auf lebenden Fuchshodenmaten, bis ihnen das Getränk mit parfümierten Bonbons und kleinen Reistücken, so zart wie ein Hauch, von einem weiblichen dienhabenden Geiste (nicht auf einem Teebrett von kostbarer Lackarbeit in Tafeln von nicht weniger kostbarem Porzellan serviert wird. Der Wirt oder der Gastgeber steht mit getrauten Armen in einer Ecke des Raumes und dirigiert die Bedienerin durch Heben und Senken der Augenlider. Zucker und Milch kennt der Japaner nicht. Es erscheint ihm als Verbrechen, den köstlichen Geschmack des Tees durch so grobe Mittel zu verfälschen. Der Teeraum selbst ist von raffinierter Einfachheit, die das Ergebnis einer bis ins höchste gesteigerten Geschmackskultur ist. Seinen Schmuck bildet gewöhnlich nichts anderes als eine Vase mit Blumen oder das Meisterwerk eines Malers. Die Bornekemen, die häufig wahre Rufen alt-japanischer Kunst befehlen, vermeiden es sorgfältig, beim Tee damit zu prunken, um die Sinne ihrer Gäste nicht vom Genuss des Trankens abzulenken.

In der japanischen Literatur nimmt die Schilderung der Teebereitung und die Kultur der Trinksitten eine ähnliche Stellung ein wie die Kunst der Tafel bei den Franzosen und der Trinkkomment bei den Deutschen. Es gibt eine Reihe von Werken über die Behandlung der Teeblätter und die Vorzüge der verschiedenen Sorten, die als Klassiker des japanischen Schrifttums gelten. Selbst die moderne Dichtung bezieht sich noch immer an der Poetik des Tees. Der Gesang des Teesessels, der von Natara, dem Verfasser des auch in Europa bekannten Buches „Bon Tee“, mit dem Kaulchen der Wälder im Bambushain und mit dem Wiegenliede des Meeres an der Küste der heimatischen Inseln verglichen wird, inspiriert auch das junge Japan immer wieder zu neuen Vergleichen.

Der Teegenuss dürfte gleichzeitig mit dem Buddhismus von China nach Japan gekommen sein. Er fand hier wie dort in den Tempeln des Gautama Anerkennung, um die Priester für die Gebete des Gottesdienstes um Witternacht noch zu halten. Luvuh, ein Schriftsteller um die Mitte des 8. Jahrhunderts nach Christus, der für einen der Apostel der Verbreitung des Tees in Japan gilt, hat eine noch heute als kanonisch geltende Beschreibung der Beschaffenheit guter Teeblätter gegeben. Nach ihm müssen sie sein: gerundet wie der Stiel eines lotarischen Reiters, geringelt wie die Wamme eines ausgewachsenen Stiers, nicht wie der aus einem Waldbach emporsteigende Nebel, glänzend wie ein von der Morgenröte bestrahlter See, noch und weich wie eben vom Regen berührte feste Erde. Eine solche Formulierung zeigt sich würdig den Aphorismen der großen Lebenskünstler aller Zeiten an. Sie ist darüber hinaus noch bedeutsam deshalb, weil sie nicht nur Privatbesitz einiger geistlicher Snobs geblieben, sondern Gemeinbesitz eines ganzen Volkes geworden ist. Das ihn auch noch in den Krämpfen einer ökonomischen und geistigen Uebergangszeit pflegt und aus diesem Grunde trotz aller Räte der Gegenwart wieder einmal zu der ungebrochenen Lebens- und Kulturreinheit des alten Japan zurückfinden wird.

Nieder mit dem Krieg!

Ich bin müde und krank von Kriege. Sein Rufm ist eitel Mondenschein. Nur solche, die nie einen Schuß abgefeuert, nie das Lammern und Stöhnen von Verwundeten gehört haben, schreiben nach mehr Blut, mehr Raube, mehr Verwüstung. Der Krieg ist die Hölle.
General Sherman.

Der Krieg muß und wird verschwinden. Die Idee des Weltfriedens ist keine Utopie, sie geht mit apodiktischer Gewissheit ihrer Erfüllung entgegen. Eine Utopie mag es allerdings sein, die Abschaffung des Krieges für die nächste Zeit zu hoffen, sie gleichzeitig mit Gewalt zu detrieren. Unsere Einsicht läuft leider unserer Entwicklung weit voraus.
Charles Richet.

Der Krieg wird durch die technischen Fortschritte geteilt werden. Der Krieg wird als Selbstmörder enden.
General v. Schönalt (Rede Oktober 1924 in Wiesbaden).



Das System Roman von Walter Schirmeier (11. Fortsetzung.)

Sie hatten doch versprochen, uns bald wieder mal zu besuchen, Eberhard. Nun ist es schon vierzehn Tage her, und Sie haben sich noch nicht wieder blicken lassen!
„Hu“, dachte Eberhard, „die geht aber scharf ins Zeug.“
Er sagte:
„Aber Etsriede, so oft kann ich doch unmöglich Ihre und Ihrer Eltern Gastfreundschaft in Anspruch nehmen.“
„Aber gewiß, aber selbstverständlich“, plapperte sie. „Kommen Sie nur, so oft Sie können. Sie sind mir immer willkommen. Ich freue mich stets, wenn Sie zu mir kommen.“
„Aha“, dachte Eberhard, „geht wird sie deutlich. Jetzt läßt sie schon ihre Eltern beiseite und redet nur noch von sich, Gott, muß der Jungfrau sehnsüchtig zumute sein. Aber was an mir liegt —“
„Ich bin tief beschämt, daß ich das nicht schon selbst gesagt habe. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich am Freitag wieder Ihren Kaffeekaffee.“
Er brach ab. „Mal sehen, ob sie drauf reinfällt“, überlegte er.
Richtig. Sie fiel drauf rein. Ihre Stimme klang enttäuscht und ein wenig pikiert: „Legen Sie denn soviel Wert auf die Anwesenheit meiner Freundinnen?“
„Etwas anfeuern! — Aber durchaus nicht! Noch genehm wäre es mir allerdings, wenn wir beide allein...“
„Wir auch. (Das war deutlich.) Wir könnten uns so schön unterhalten. Aber Sie dürfen nicht wieder so ungezogen sein! (Ach je, wie züchtig, grinste Eberhard.) Wollen Sie mir das versprechen?“
„Das dürfen Sie nicht verlangen. (Verlangst du ja auch gar nicht, eher das Gegenteil!) Sehen Sie, ich bin nun mal ein frecher Kerl, und da tröge mir manchmal wohl der guten Vorzüge solche Dinge raus. Wenn ich Ihnen nun vor-

her verspreche, nicht so was zu sagen, dann werde ich hinterher wortbrüchig, und Sie wollen von mir nichts mehr wissen.“

„Oh, so hart könnte ich ja gar nicht sein. Sie brauchen mir kein Versprechen geben, aber wenn Sie wieder so — so zweideutig sind — (Ich danke, ich war verdammt eindeutig!) — dann werden Sie bestraft.“

„Womit?“

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Ich muß mir erst eine Strafe ausdenken. — Aber wir müssen ja noch einen Tag festlegen. Wie wäre es mit morgen?“

„Morgen habe ich leider eine Konferenz und für Donnerstag bin ich auch schon vergeben.“

„Galant —?“

„Nein, geschäftlich.“

„Na, na?“

„Ehrenwort!“

„Dann bin ich beruhigt. (Die geht ja ran wie Blücher!) Wann paßt es Ihnen denn am besten, Eberhard?“

„Am gelegentlich wäre mir der Freitag. Aber da geht es ja nicht, weil Ihre Freundinnen —“

„Ach, das macht doch nichts. Das läßt sich sehr leicht arrangieren. Bin zum Geburtstag eingeladen, oder sonst eine Ausrede. Wollen wir also Freitag sagen?“

„Gern. Ich bin pünktlich zum Kaffee da.“

„Abgemacht. Ich freue mich schon sehr darauf!“

„Ganz auf meiner Seite. Empfehlen Sie mich bitte Ihren Eltern!“

„Also bis Freitag. Auf Wiedersehen, Eberhard!“

„Auf Wiedersehen!“

Fräulein Etsriede Borchardt rief im Anschluß an dieses Gespräch der Reihe nach ihre drei Freundinnen an und teilte ihnen mit, daß sie sich am Freitag leider nicht sehen würden... da ich zu einem Geburtstag eingeladen bin. Ein Bekannter meines Papas — wenn ich nicht mitgebe, gibts Krach!

Sie hörte ungerührt die verschiedenen „Ohs“, „Achs“ und „Schabe“ mit an, dann hängte sie den Hörer an den Haken und ging trauerlich in ihr Schlafzimmer. Nachdem sie sich vor dem Spiegel sorgfältig betrachtet hatte, zog sie sich aus. Vollständig nackt trat sie auf die flache weiße Waage in der Ecke.
Sie sah auf die Skala, die in dem runden Spiegel sichtbar

war. Der Zeiger wies auf 72 Kilogramm. Haargenau, nicht mehr und nicht weniger.

Ihr Gesicht verdüsterte sich, sie zog den Schlüpfer wieder über und setzte sich nebenan an den Schreibtisch. Aus der Schublade holte sie die Gewichtstabelle und schrieb feufzend die Zahl „72“ in die dafür vorgesehene Spalte. Dann verglich sie die Gewichte. Sie hatte schon wieder vierhundert Gramm zugenommen.

Sie dachte: „Wenn Eberhard nicht käme — man könnte verzweifeln!“

Dann setzte sie sich, so wie sie war, auf einen der zierlichen Rotostühle mit den geschweiften Beinen und überlegte, ob sie Freitag das nilgrüne oder das lachsarbene Crêpe de Chine-hemdchen anziehen sollte.

Man konnte doch nie wissen — nicht wahr? —

Es waren sieben Herren, die sich am Mittwochabend in dem Konferenzzimmer des „Rheingold“ trafen. Sechs davon waren die Chefs der verschiedenen Berliner Tapissierfabriken, darunter Eberhard Zahn, der zum ersten Male als vollberechtigter Teilnehmer einer solchen Besprechung bewohnte.

Carl Ohnesorge, der Inhaber der „Heimschmucktapissier“, machte die Herren mit dem kleinen, beweglichen Doktor Goldstein bekannt. Man bestellte sich je nach Neigung Bier oder Wein; dann verließen die Kellner das Zimmer und die Konferenz nahm ihren Anfang.

Nach ein paar einleitenden Worten Ohnesorges entwickelte der mit allen Waffen gewachsene Volkswirtschaftler in einer fast zweikündigen Rede seinen Standpunkt, dem er sogleich ein fig und fertig ausgearbeitetes Programm anfügte.

Den Hauptakzent legte er ausschließlich auf den Zusammenschluß zum Zwecke des gemeinsamen Vorgehens bei Lohn-, Urlaubs- und Arbeitszeitangelegenheiten; die anderen Punkte der Einladung streifte er nur flüchtig.

„Meine Herren“, schloß er, „es ist unmöglich, die Gefährlichkeiten zu erblicken und sie zu ignorieren. Wir stehen vor Gehaltskämpfen ungeahnten Ausmaßes — und nur eine geschlossene Abwehrfront kann den Erfolg verbürgen. Auch Ihre Branche kann sich der großen Tagesforderung nicht entziehen: Senkung der Preise durch Senkung der Beschäftigungskosten!“
(Fortsetzung folgt.)